Stefan Rinke: „Von Monroe zu Trump. Eine kurze Geschichte der US-Interventionen in Lateinamerika“

Die Welt, wie sie mir gefällt

Von Arno Orzessek

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 23.11.2026

Mit der Monroe-Doktrin legten die USA 1823 fest: Die Unabhängigkeit aller Staaten auf den Doppelkontinent ist unumkehrbar. Das klang solidarisch. Tatsächlich aber begann eine Epoche der Interventionen, die bis heute andauert. Zuletzt ließ US-Präsident Trump Nicolás Maduro entführen – die Monroe- wurde zur Donroe-Doktrin. Stefan Rinke zeigt die Wechselwirkungen zwischen Intervention und Reaktion im konzentrierten Überblick.

Kurz gesagt, die USA sind nicht Pippi Langstrumpf. Aber sie behandeln Süd- und Mittelamerika seit 200 Jahren immer wieder nach dem Pippi-Motto: Ich mach mir die Welt, wie sie mir gefällt. Stefan Rinke drückt das natürlich nicht so flapsig aus. Er zeigt jedoch, dass sich die jungen, aufstrebenden US-Staaten im Bewusstsein ihrer Auserwähltheit („Manifest Destiny“) bald berechtigt sahen, die Geschicke auf dem gesamten Doppelkontinent mitzugestalten. Dabei hielt die Monroe-Doktrin, deren Name auf eine Rede von US-Präsident James Monroe 1823 zurückgeht, zunächst fest, was im Sinne aller Länder „beider Amerikas“ (Rinke) zu sein schien: Dass nämlich ihre Unabhängigkeit von den europäischen Kolonialmächten unumkehrbar sei.
Doch laut Rinke beanspruchten die USA bereits damit die „Deutungshoheit“ über die westliche Hemisphäre. Lateinamerika wurde implizit „zum Objekt einer US-amerikanischen Definition von kontinentaler Ordnung“.

Stefan Rinke

Von Monroe zu Trump. Eine kurze Geschichte der US-Interventionen in Lateinamerika

wbg Theiss, Freiburg 2026

160 Seiten

18 €

Im Sinne aller

Und ist es noch heute, wie sich dem Weltpublikum am 3. Januar 2026 zeigte, als US-Spezialkräfte auf Geheiß von Donald Trump den venezolanischen Präsidenten Nicolás Maduro und dessen Frau Cilia Flores festnahmen und in die USA brachten. Die militante, weitgehend als völkerrechtswidrig bewertete Aktion steht in einer langen Reihe militärischer und geheimdienstlicher Interventionen in mehr als ein Dutzend latein- und mittelamerikanischer Staaten. Doch pure Gewaltanwendung war und ist nur ein Instrument, mit dem die USA ihre Interessen durchsetzen. Rinke zeigt die enorme Vielfalt der nicht-militärischen Interventionsformen, darunter Drohkulissen, die Unterstützung von Putschisten, Blockaden, Sanktionen, kredit- und handelspolitischer Druck, Berater-Missionen usw.

Pure Gewaltanwendung

Die Intensität der Interventionen und deren jeweilige Begründungen wechselten im Lauf der Zeit. Der Krieg gegen Mexiko 1846-48 und der Ausgriff auf Kuba als spanisches Kolonialrelikt wurde laut Rinke nicht zuletzt durch den „Traum vom US-amerikanischen Mittelmeer“ motiviert. Zugleich etablierte sich ein „säkularer Messianismus“, der im Zweifel alle Staaten südlich der US-Grenze als unzivilisiert, modernisierungsbedürftig und/oder renitent betrachtete, womit sich praktisch jede Einmischung als Hilfe, Schutz oder Zurechtweisung rechtfertigen ließ. Während des Kalten Krieges unterstützten die USA mehrere rechte Diktaturen und handelten einem Diktum entsprechend, das US-Präsident Franklin D. Roosevelt auf den nicaraguanischen Diktator Samoza gemünzt haben soll: „Er ist ein Hurensohn, aber er ist unser Hurensohn.“

Von Monroe zu Donroe

Das alles ist grundsätzlich bekannt, zu fast jeder Einzelheit gibt es Literatur. Aber „Von Monroe zu Trump“ ist mit 160 Seiten tatsächlich eine „Kurze Geschichte“, die dem Überblick dient, nicht der Vertiefung. Rinkes Stärke neben souveräner Stoff-Beherrschung: Er beleuchtet stets die diversen Wechselwirkungen zwischen US-Interventionismus und den Reaktionen der betroffenen Länder – nicht zuletzt den grassierenden „Anti-US-Amerikanismus“ (Rinke). Unter Präsident Obama erklärte US-Außenminister John Kerry 2013: „Die Ära der Monroe-Doktrin ist vorbei“. Heute weiß man: Das stimmt so nicht, zumal es die USA in Lateinamerika nun mit Chinas Einfluss zu tun bekommen. Unter Trump verwandelte sich die Monroe- zur „Donroe-Doktrin“, wie es halb ironisch heißt. Für Lateinamerika klingt das aber gar nicht lustig.